

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896**

206 (3.9.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 109



Nr. 109.

Karlsruhe, Donnerstag, den 3. September

1896

Nachdruck der Originalausgabe des Unterhaltungsblattes ist unterzagt.

**Annemarie.**

Novelle von R. Sommer.

(9)

Und plötzlich lachte ich auf, hart und rauh.  
 „Von Liebe, Miß Hoggard? Nein, von Liebe wollte ich nicht mit Ihnen reden, was verstehen Sie davon! Ich wollte Ihnen nur erzählen, daß ich — ein klein wenig mit Ihnen gespielt habe, getändelt, so wie Sie es mit Ihren Opfern thun, daß ich — meinen toten Freund an Ihnen gerächt habe.“

Sie schrie leise auf, geisterbleich starrte sie mich an. Dann stieg maßloser Jort in ihr auf.

„Sie lügen, Werner Antoni! Haben Sie nicht zu meinen Füßen gelegen, haben Sie mir nicht Ihre Liebe erklärt?“

Meine lächelnde Ruhe wich nicht, obgleich ich die Zähne aufeinander presste in wildem Schmerz.

„Ich sage Ihnen ja, Gnädige, ich habe ein wenig gespielt, nicht mit Ihrem Herzen, denn ein Herz besitzen Sie nicht, wohl aber mit Ihrer Eitelkeit und dieser kann es nicht schaden. Sie werden nicht daran zu Grunde gehen.“

„Und wenn Sie mir vielleicht noch nicht glauben“, fuhr ich fort, „als sie mich immer noch verständnislos anstarrte — „sehen Sie hier dies Bild, Miß Hoggard.“

Ich zog Ihre Photographie aus der Brusttasche, „nein, fahren Sie nicht so entsetzt auf, Margarete — bei Gott, es war keine Komödie. Mich trieb ein innerer Impuls dazu. Es war mir plötzlich, als habe trotz allem Fieberausch der Leidenschaft meine Seele doch immer nur Ihnen gehört, als wäre ich eine zeitlang in der Irre gewandelt und kehrte nun reuig und trostbedürftig zu Ihnen zurück.“

„Dies ist das Weib, Miß Hoggard, welches ich am meisten auf der Welt verehere, und welches mich mit starken Banden gefesselt hält. Und nun empfehle ich mich Ihnen, meine Gnädige.“

Ohne noch ein Wort von ihr zu erwarten, verließ ich schnellen Schrittes das Zimmer. Draußen hörte ich nur noch einen leisen Schrei, einen Fall, gedämpfte Männerstimmen und dann eine Glocke, die schrill durch das Haus tönte. Miß Ellen war vielleicht ohnmächtig geworden. Mich kümmerte es nicht. Gleich darauf stand ich auf der Straße; aber ich wartete, in den Schatten der Häuser gedrückt, wer nach mir die Wohnung verlassen würde. Die Interessenten bei der Wette würden wohl wenig Grund haben, noch länger dort zu verweilen. Und richtig, gleich darauf kamen sie, vier Herren in ihre Mäntel gehüllt, darunter auch Offiziere, wie ich am Sporenklirren vernahm. Ich erkannte sie nicht, es lag mir auch nichts daran. Ich hörte nur, daß sie in lebhafter Unterhaltung waren. Kein Wunder, sie hatten ja die Wette gewonnen.

Am anderen Tage erhielt ich eine Forderung von Rittmeister von Hasseler, einem treuen Verehrer von Miß Ellen, der sowohl ihrer Schönheit als auch ihrem Gelde huldigte. Miß Hoggard fühlte sich tödlich von mir beleidigt und habe ihm

die Ehre erzeigt, an Stelle ihres Vaters und Bruders, die nicht zugegen sein könnten, von mir Genehmigung zu fordern.

Das Duell verlief übrigens sehr friedlich, ich ging unverletzt daraus hervor, abgerechnet einen kleinen Streifschuß an der Schulter, mein Gegner betam eine Kugel durch den Oberarm, wodurch er für einige Wochen dienstunfähig wurde. Das war alles, der Ehre war Genüge geschehen. Rittmeister von Hasseler hatte vielleicht gehofft, dadurch ihre Gunst und ihre Hand zu gewinnen, aber bevor noch seine Wunde geheilt war, hatte sie bereits die süddeutsche Hauptstadt verlassen und war wieder nach der Neuen Welt abgereist.

Um die Gesellschaft zu täuschen über das, was in den letzten Wochen in mir vorgegangen war, zugleich aber auch um mich zu betäuben, stürzte ich mich in ein wildes Leben, überall eine heitere, ruhige Miene zur Schau tragend. Einige Wochen hielt ich das aus, dann brach mein Körper doch, in Folge der vielfachen inneren Aufregungen, der fieberhaften Arbeit an dem Bilde, zusammen, ich fiel in eine schwere Krankheit. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war mein erster Gedanke, die heiße Sehnsucht meines Herzens, hierher zu eilen, und in dem Hause, wo ich Kindesrechte genoßen, meine Genesung zu finden. Das übrige wissen Sie, Margarete.“

„Und nun ich Ihnen alles gebeichtet habe, seien Sie gütig, sagen Sie mir ein gutes Wort.“

Er faßte ihre Hand und umschloß sie mit seinen beiden.

„Was Sie mir früher waren, das wissen Sie, auch ohne, daß wir uns darüber ausgesprochen. Daß ich mich dann vom Wege verirrt und Sie eine Weile vergessen habe, verzeihen Sie. Haben Sie Mitleid mit mir, und nehmen Sie einen Neuligen wieder an. Ich bin Ihnen wert, ich weiß es, wie hätten Sie sonst immer so viel Nachsicht und Geduld mit mir haben können. Werden Sie mein Weib. Wenn jemand mich der Kunst wieder zu gewinnen vermag, sind Sie es, Margarete.“

Sie hatte ihm ihre Hand nicht entzogen, aber ihr ganzer Körper bebte, über das gesenkte Antlitz flossen schwere Thränen.

„Ich bin älter als Sie, Werner, die Natur hat mir äußere Reize ver sagt, es wäre unnatürlich —“ klang es kaum hörbar.

„Äußere Reize sind für die Leidenschaft, Margarete, die Liebe braucht höhere Schätze und diese sind Ihnen eigen. Und was sind zwei Jahre Altersunterschied? In unserem Falle nichts. Sie haben sich so frisch, so unberührt erhalten, ich komme mir Ihnen gegenüber wie ein alter, gereifter Mann vor.“

„Margarete!“ er beugte sich vor und sah ihr innig in die Augen. „Hast Du kein Vertrauen zu mir?“

„Künstler können nicht treu sein“, sprach sie leise wie zu sich selbst, „sie haben so schönheitsdürstige Augen, ihre Sinne entzünden so leicht.“

„Und Ihr Vater, Margarete?“

„Er war auch nicht immer treu, er hat es mir selber gesagt.“

„Aber er kehrte nach einer kurzen Aufwallung immer wieder zu Ihrer Mutter zurück, mit dem Herzen war er niemals untreu, nur mit den Sinnen. Und Ihre Mutter verstand ihn so gut, sie half ihm so getreulich in jeder Versuchung. Würden Sie weniger groß sein, Margarete, würden Sie nicht Nachsicht und Geduld walten lassen, wenn je einmal mir die Versuchung nahe sollte? Aber sie wird es nicht, ich habe die Leidenschaft kennen gelernt, ich falle ihr nicht wieder zum Opfer.“

„Es wäre ein Unrecht gegen Sie, Werner, Sie würden es bereuen, daß Sie mich wieder mir selbst zurückgeben? Was soll denn aus mir werden, Margarete, wenn Sie sich von mir wenden?“

Sie sprang plötzlich auf und strich sich das Haar aus der Stirn.

„Haben Sie Geduld, Werner, fordern Sie nicht heute eine entscheidende Antwort, lassen Sie uns beide das in Ruhe noch einmal überdenken.“

Sie sah plötzlich voll Sorge in sein Gesicht. „Sie sind so blaß, Werner, Sie sehen so angegriffen aus, das viele Sprechen hat Ihnen vielleicht geschadet. Gehen Sie jetzt und ruhen Sie sich etwas aus, ich will die Lichter hier löschen und komme Ihnen gleich nach.“

Sie ergriff seine Hand und sah voll Innigkeit in seine Augen:

„Wenn ich nur wüßte, was zu Ihrem Frieden dient, ich —“ sie winkle ihm plötzlich mit der Hand ab, und wandte sich, um ihre Thränen zu verbergen.

„Ich“, fuhr sie fort, als sie allein war — „habe ihn ja so lieb!“

Eine Weile stand sie noch so, den Stimmen in ihrer Brust lauschend, dann fuhr sie plötzlich empor, von einem Geräusch in ihrer Nähe erschreckt. Dort, ihr gegenüber, unter der Portiere stand eine schlanke, blasse Gestalt, Annemarie. Sie sah mit großen, verschüchterten Augen sie an, die feinen Lippen zuckten.

„Verzeihung, Margarete. Ich wartete hier auf Sie, um Ihnen etwas mitzuteilen, und flüchtete dann, als ich Herrn Antoni mit Ihnen hierher kommen hörte, hinter den Vorhang. Ich wollte nicht stören und hoffte, daß Herr Antoni sich bald wieder entfernen würde. So habe ich alles mit angehört. Es war mir so peinlich, verzeihen Sie mir!“

Statt aller Antwort nahm Margarete sie in ihre Arme. „Sie würden ja doch die Erzieherin gewesen sein, die es erfahren hätte, Annemarie. Jetzt raten Sie mir in dieser ersten Lebensfrage!“

„Ich? Nein!“ wehrte das junge Mädchen erschreckt, „ich möchte nun nach Hause gehen, Fräulein Margarete, — ich bin schon so lange hier gewesen.“ Und plötzlich stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Mein Gott, was ist Ihnen, Annemarie?“

Das junge Mädchen zog ihr Tuch hervor, sie versuchte zu lächeln.

„Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar — das war alles so aufregend. Lassen Sie mich, bitte, gehen, morgen komme ich wieder.“

„Aber Sie können doch nicht allein — vielleicht ist mein Bruder zu Hause, — ich will nachsehen.“

„O, bitte, bitte, nein —“ wehrte sie angstvoll, „ich gehe lieber allein, es ist ja noch nicht so spät.“

Aber Margarete war schon hinausgeeilt, sie hörte, wie sie eine Thüre öffnete und mit dem Bruder sprach.

Hastig wollte Annemarie die Treppe hinuntersteigen, — o, nur um keinen Preis mit ihm den Weg allein — da hörte sie einen Stuhl rücken und eine klare, feste Stimme „gewiß, ich bin bereit“. Schwindelnd hielt sie sich an der Treppenlehne, sie war plötzlich wie gelähmt, und da stand er auch schon neben ihr — „Sie erlauben, mein Fräulein“.

Sie konnte kein Wort hervorbringen, er stieg neben ihr die Treppe hinab, er öffnete ihr die Hausthür, und da standen sie nun auf der Straße.

Annemarie atmete tief auf; mit einem scheuen, halben Seitenblick streifte sie ihren Begleiter, er sah vor sich hin, seine Lippen waren fest zusammengedrückt, ein fremder, herber Zug lag auf seinem Gesicht. So schritten sie stumm nebeneinander die stille Straße hinab, sie mühte sich, ein freundliches, vermittelndes Wort zu finden, aber ihr fiel nichts ein.

Bei einem der feineren Restaurants, an dem sie vorbei

mußten, standen mehrere Offiziere; ihre lebhaften Stimmen schollen zu ihnen herüber.

„Kommen Sie mit, Eichenbach, wollen ein kleines „jeu“ entrieren, lassen Sie sich doch nicht so lange bitten.“

„Bin nicht disponiert“, erwiderte eine klare, melodische Stimme.

Bei dem Klange zuckte Annemarie so jäh zusammen, daß ihr Begleiter sie verwundert ansah. Sie war unwillkürlich stehen geblieben, als fürchte sie sich, an den Herren vorbei zu müssen, aber der kalte, fragende Blick Doktor Olpens zwang sie doch, ihm zu folgen. Mit gefenktm Antlitz schritt sie vorüber, die Offiziere machten höflich Platz, ein Arm fuhr mit schneller Bewegung zum Gruß an die Wäste.

„Unfinn, Kamerad, Sie hatten gestern schauerhaftes Bed, heute gebe ich Ihnen Revanche“, scholl es hinter ihnen her. Dann waren die Offiziere in das Restaurant getreten, und die beiden waren wieder allein auf der stillen Straße.

„Unsere jeunesse dorée“, klang es etwas spöttisch von Doktor Olpens Lippen, „welch glücklichen Leichtsinns hat sie, sie betrachtet das ganze Leben nur als ein Spiel!“

Das junge Mädchen antwortete nicht, aber sie atmete leichtert auf; sie hatten ihre Wohnung erreicht.

Sie standen unmittelbar unter dem Licht einer Laterne, der Schein fiel Doktor Olpens voll ins Gesicht, und wie Annemarie nun zu ihm hinauf sah, um ihm leise ihren Dank zu sagen, kam es ihr vor, als seien seine Züge wie aus Stein gemeißelt, ohne alle Bewegung. Seine Augen blickten groß und ruhig, aber voll Trauer auf sie hinab. Die Hand, die sich ihm schon entgegenstreckte, sah er nicht. „Leben Sie wohl, Fräulein Stavenmann, wir sehen uns vielleicht nicht wieder, ich habe mich entschlossen, die Expedition zu begleiten.“

Eine kurze Verbeugung und er war gegangen, während sie mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen ihm nachsah.

(Fortsetzung folgt.)

#### Urteile über die Feuerbestattung

aus dem Munde hervorragender Zeitgenossen werden in der Wiener Zeitschrift „Phönix“ veröffentlicht. Car men Suloa schreibt: „Ich finde das Verbrennen sehr hygienisch, sehr vernünftig und sehr unpoetisch. Ich habe mein Gefühl in Versen niedergelegt. Ich will ebenso sehr ein Fortleben des Körpers, wie der Seele, und Asche ist tot! Asche gibt keine neuen Verbindungen mehr ein und wird nicht fruchtbringend. Aber jedem volle Freiheit; denn eines jeden Gefühl ist berechtigt.“ — Otto Julius Bierbaum: „Wenn man mich fragt, ob ich für Feuerbestattung oder für BeerDIGUNG bin, so muß ich antworten, daß ich einstweilen dieser Frage gleichgültig gegenüberstehe. Aber nicht gleichgültig verhalte ich mich gegenüber der Thatsache, daß nicht jeder Mensch das Recht haben soll, sich nach seinem Belieben bestatten zu lassen. Diese Leichenbestattung erscheint mir grotesk und ungeheuerlich. Es ist hohe Zeit, daß ihr ein Ende gemacht werde.“ — Felix Dahm erklärt, daß er von je für die Leichenverbrennung eingetreten ist: „Zahlreiche geistliche, katholische wie evangelische, haben sich dahin ausgesprochen, daß die bekannten Bibelworte nicht entgegenstehen. Nur die Lebensversicherungs-Gesellschaften, die bei Selbstmord nicht zahlen, machen Schwierigkeiten. Auch sind die Kosten noch zu hoch.“ — Professor Dr. Ewald Berlin: „Die Feuerbestattung empfiehlt sich nicht nur aus ästhetischen, sondern ganz besonders auch aus hygienischen Gründen. Wenn auch die gesundheitswidrige Beschaffenheit der Kirchhofs-Ab- und Grundwasser vielfach übertrieben ist, so wird die Zerstörung der organischen Materie zweifellos schneller und gründlicher durch die Hitze, wie durch die Bakterien geleistet und es kommen bei jener alle die giftigen Zwischenprodukte in Fortfall, die sich bei der Verwesung bilden. Dieser Vorzug ist so einleuchtend, daß die Zahl der Feuerbestattungen in eben dem Maße die BeerDIGUNGEN überwiegen wird, als jetzt das Umgekehrte der Fall ist, sobald es gelingen wird, die juristischen Bedenken zu beseitigen und die Benützung der Krematorien so zu verbilligen, daß sie auch den breiten Schichten des Volkes zugänglich ist.“ — Ludwig Lda: „Im Leben freut mich alles Nische; Drum sei auch stult des Todes Naud: Ich werde lieber hurtig Nische, als langsam Staub.“ — Ernst Haedel: „Den vernunftgemäßen Bestrebungen des Vereins für fakultative Feuerbestattung wünsche ich aufrichtig besten Erfolg. Möge es ihm gelingen, diese so wünschenswerte Reform des Bestattungswesens gegenüber den Hindernissen durchzuführen, welche ihr alter Aberglaube und die Macht der Trägheit und der Gewohnheit bereiten!“ — Paul Geffe: „Ob in Flammen mag verlodern, Ob im Schoß der Erde modern, Dieser Leib — mich kümmer't nicht, Wenn, was wahrhaft ich gewesen, Troß Vergilthen und Verwesens, Weiter wirkt am Sonnenlicht.“ — Reichstagsabg. Lenzenmann: „Die LeichenverbDIGUNG ist ein Faustschlag gegen die Kultur, nur erklärlich und entschuldigbar durch die Wacht Jahrhunderte langer

Gewöhnung. Die Gründe gegen die Feuerbestattung sind abwegig und hinfällig von jedem Standpunkte aus. Vom Standpunkte der Religion ist es widersinnig, das ewige, jenseitige Leben mit der vergänglichen irdischen Materie in Verbindung zu bringen. Gibt es aber eine materielle Auferstehung des Fleisches, ist es dann nicht Blasphemie, der Gottheit die Allmacht zuzutrauen, aus Wurmtraß und Fäulnisprodukten verklärte Leiber zu schaffen, nicht aber aus dem Produkt der beschleunigten Verwesung der Asche? Vom Standpunkte der Rechtspflege verzögert die Leichenbeerdigung die Einführung der obligatorischen Leichenschau und trägt dazu bei, die Spuren begangener Verbrechen in der Erde zu begraben, anstatt sie sofort erkennbar zu machen. Vom Standpunkte der Medizin ist nur das negative Argument vorgebracht, daß die Leichenbeerdigung hygienische Nachteile nicht mit sich bringe, ein Argument, das in seiner absoluten Fassung sehr bedenklich erscheint, gegen die Feuerbestattung aber nichts besagt. Hygienische Bedenken gibt es gegen diese nicht. Vom Standpunkte der Ethik muß der Gedanke, die irdischen Ueberreste geliebter Wesen der Vernichtung durch Würmer und Fäulnis preiszugeben, anstatt sie durch die läuternde Flamme in Staub zu verwandeln, das Gefühl jedes feinführenden, pietätvollen Menschen empören. Gebet Gott, daß endlich Vernunft und veredelte Gesittung den Sieg davontragen über Vorurteil und verderbliche Angewohnung! — Friedrich Spielhagen: „Ich bin Zeuge von einer Feuerbestattung gewesen, der Hans v. Wilow's in Hamburg. Ich darf wohl sagen, daß ich nie einer Beerdigung beigewohnt habe, die — was das Neueste betrifft — einen so tiefereisenden, würdigen, weisvollen Eindruck auf mich gemacht hätte.“

Die Stadtbas.



„Die Fraa iss e Null in d'r Schepfung!“ dess iss so ziemlich 's erschte un letzste Wort, wann die Fraa mit ih'm Mann emool Hoore's tricht. Die Fraa soll — mit Reschelt zu sage — immer 's Maul halte! „Die Fraa iss e Null in d'r Schepfung!“ Wann ich so was heer! Nach m'ein liebenswürdiges Herr Gemahl hott mer die Woch dess Kumblement gemacht. Un 's war nit Sacksenbels werth, was mer mitnanner g'hatt hawe. Mein Mann hott nämlich die Woch emool oomends de Hauschliffel vergefse g'hatt, mitzunemme, un hott mich aus'm Bett g'elloppt. Doderwer hab ich'm e Gardinebreddig bis morgens am halver Zwee g'halte! Dess war

alles. — Dess kennt aach emool vorturne, seggt'r, hott'r g'lagt — ich sollt kenn so Schbettaak mache! Er wist gar nit, mit wemem Recht, dann die Fraa wär e Null in d'r Schepfung! — So? sag ich, non, und die sogenannte Herrn d'r Schepfung? Mit was for'er Zahl hott dann eigentlich unser Herrgott die G'sellschafft uff die Welt g'lagt? Fange mer emool glei mit d'r Erschaffung d'r Welt an, sag ich, haw ich g'lagt, un seh mich im Bett uff. Was war dann d'r erschte Mann, eier Schtamhalter? D'r Adam? Hen? Gell, dess willst nit wisse? En Mensch ohne Grundfah war'er, ohne alle Karakter — en schwacher Mensch, der sich bekanntlich hott verführe losse, in en Borischdorffer Appel zu beisse, den'm unser Herrgott verbotte g'hatt. Freilich war die scheen Eva, die'n dazu animirt hott un'fer Schtamhalter! Amer warum hott se's gebhan? Sie wollt'n blos uff die Prob schielle, ob'r aach unserm Herrgott folgt! Dess war alles. Sie wollt wisse, mit was for'me Mensche als se durch die Welt laafe soll — sie wollt wisse, wie se mit ih'r'm Mann d'ran iss, wann sie'm emool was verbotte hott. Sie wollt'n also norr kenne lerne. E jedi anneri Behauptung un Auslegung d'r bivilich G'schicht iss e Verleumdung! — Un wann mer weiter in d'r bivilich Männerg'schicht geh'n, sag ich, haw ich g'lagt, un schepf Dodem — was war dann dem leichtsinnige Adam sein Sohn for'n Mann? Wer will mer's abschbreche, daß'es d'r erschte Krateler war? Wer war schuld, daß mer bis zum Johr 1866 noch in lieve beitsche Medleburg die Brigg'schroof g'hatt hawe? Wer annerscht, als der nignusig Rain, der gleich nooch Erschaffung d'r Welt die Brigg eting'fihret hott, dann dess wees e jed Kind, daß'r sein Bruder Abel dods'schlage hott. Also en weiterer Beweis, daß die Männer schunn sehr frieh nit nuz ware. — Dann bedacht'r emool de alte Noah, sag ich, haw ich g'lagt, un nimm en Schluß Wasser — dein heiliger Schusbatron! Was war'er? En unverbesserlicher Siffer, der nooch d'r erschte findstliche Wasserfur, die'm unser Herrgott zur Besserung inwer de Hals g'schickt, nit Wichtigeres zu dhun g'hatt hott, als sich zu benemle. Mit was, werr ich d'r nit zu sage brauche, alfer Reiholknorse! — Weiter! Was war d'r G'au for'n Mensch! Kann man lidderslicher sein, als sein Erchtgeburt'srecht for e lumpig Schißl voll

Linse zu verkimme? Hen? Geh mer Antwort, schloof mer nit ein, eh ich ausgeredd. For e paar Linse, die wahrscheinlich noch nit emool noochere Brootworscht g'schmeckt hawe, sich zum Bettlmann zu mache. Bodelosi Lidderlichkeit, die man noch nit ann'ere Fraa erleebt hott, so lang die Welt schteht. Wo bleibt do unser Null in d'r Schepfung, un eier hooh'e Biffer? — Du gibst mer ken Antwort? Dhut nit — sag ich, haw ich g'lagt — ich hab noch m'ehr Exempl von nignusige M'anner beschbieler im Nachjadarm! — ich derf norr schittle. — Was war d'r Mose's? Am End ken Mann? Un was for'eener! Der muß schunn als Kind ken hoch Nummero g'hatt hawe, sunscht hatt ma'n nit an's Wasser getrage, un dort wie e Findkind ausg'legt! — Ganz die gleich G'schicht triche mer vom Romulus un Remus verzeht. Nach die sinn ausg'legt worre. — Ein Beweis, daß se aach nit viel werth ware. — Un was war so'n Josej for'n feiger Mensch, der nit emool die Kurasch g'hatt, erscht sein Mantl mitzunemme, eh'r durchgebrennt iss. — Un wan mer en Schbrung weiter in d'r Weltg'schicht macht. Was war so'n Blaubart, der sein Weiber umgebrot hott? So'n Dannerheiser, den man gar nit redde, sondern den man singe muß losse, daß man nit alles verzeht! Un so weiter, un so weiter. Wo bleibt eier Biffer inwer Null, Lorenz? Geh mer ab, mit eich Herrn d'r Schepfung! Seit d'r Erschaffung d'r Welt hott's gewiß schunn inwer dauzend un dauzend Millione M'anner gewone, un doch hott nor en eenziger 's Pulver erfumme! Gewiß en Beweis, daß die annere all ken Pennig werth ware! — Herzugege mir — mir Weimer; Wie schtehn mir do in d'r Naturg'schicht? Bedracht d'r die Derte! An eener von uns hawe se gar nit genug! Sie nemme sich glei e Duzend! Was iss en Mann ohne Fraa? Nit! E Null! Jamohl, ihr seid e Null in d'r Schepfung, wann d'r uns nit habi. Wer schtrich die Schtrimb? Un was die Lieb un Drei betrifft. Wo sinn die M'anner, die e Exempl von Lieb un Drei uffweise kenne, wie die Weimer von Weinsberg? Wo gibt's M'anner von Weinsberg? M'anner von Weinberg gibt's, ja genug! Lieb un Drei bei M'anner! Du liemer Gott! Wann jeder am erschte Heirathsverschbreche, dess'r nit g'halte hott, schterne hatt misse, g'adabt's ken M'anner uff d'r Welt, die inwer achtzehn Johr alt sinn. Iwerigens, was brauch ich do lang daawe Ohre zu breddige un uns Weimer zu recht'sertige. Ich halt mich an de Dichter, der seggt: „Trauet, Schwestern, M'annerschwürn nie!“ Wann dess en Mann selwer, wie d'r Schiller seggt, muß doch was dran sein! — Drum norr e bissl sachte mit d'r Weimer null in d'r Schepfung, mein liemer Lorenz — sag ich, haw ich g'lagt, un leg mich widder un im Bett. Norr ganz meis'schill! Ich kenn mein Leit! Alles, was m'ännlich, iss nit nuz! M'ännlich iss der Horn, der Hochmuth, der Wechsl, ja sogar der Deiml iss m'ännlich. Weiblich herzugege iss die Anmuth, die Grazie, die Musil un die Fortuna! Ergo: Wer e Fraa hott, hott's große Loos gewunne! — Heerscht's? Also wie geredd, so gebabbt: ihr seid die Null in d'r Schepfung! Mer der's, Lorenz — un kinstig schnorchl mer nit so laut, wann ich d'r nachts, wann' schbät heentumm'scht, de Kimmel reib. Norr nit undankbar. So en Mann muß Gott for alles dante, aach for e Breddig im Bett! Un dobermit Punktum, ihr M'anner! 's gilt for eich all: Ehret die Frauen, sie flechten un weben — Strümpfe un Socken in's irdische Leben!

Verchiedenes.

— Der Begleiter des Nordpolfahrers Fridtjof Nansen, auf dessen kühnem Schlittenzuge nach dem Nordpol, der Lieutenant Johansen, giebt jetzt auch über seine Erlebnisse in einem Briefe Nachrichten. Er schreibt: An Bord des „Fram“ ging es uns ausgezeichnet. Waren wir auch, entlegen von aller Welt, eingeschlossen im wüsten Polareis und viele Meilen von einem schützenden Port entfernt, setzten uns die Schraubungen auch in der Nordwesttrift mitunter demmaßen zu, daß wir an das Verlassen des Schiffes wiederholt dachten, so bot uns doch im großen und ganzen der „Fram“ eine sorgenfreie, still beschauliche Zustandsstätte. Nahrung und Trank hatten wir mehr, als wir nur wünschen konnten, an Kleidern und einer warmen, behaglichen Koje fehlte es auch nicht. Wir fühlten uns frei und unbeschwert, wie selten nur in unserem Leben. Einst gestattete sich ein wahrscheinlich von Langerweile geplagter Eisbär, bei uns seine Wifitentarte abzugeben. Eine merkwürdige Erscheinung, diese stets, bei Tag wie bei Nacht, ruhelos streifenden Tiere, deren Fleisch wir im Hinblick auf das monotone Konservenfleisch als Vorkerbissen zu schätzen wußten! Ein regelmäßiger Polarstrom, ein Wasser unter der geschlossenen Eisläche, ist wohl nicht festzustellen. (Nansen ist anderer Ansicht.) Am wenigsten in excentrischer Circulation. Thatsache ist es allerdings, daß die Polarwinde eine gewisse Stetigkeit besitzen; die vorherrschende Richtung ist Nordwest. Dieser Polarpassat, wie er genannt werden könnte, setzt die gewaltigen Eismassen in Bewegung, von Ostibirien ab bis weiter nach Grönland. Ich glaube auch nicht, daß der „Fram“ stark genug gewesen wäre, dem kolossalen Druck der treibenden Eismassen Widerstand zu leisten, wenn ihn nicht seine ausgezeichnete Konstruction befähigt hätte, sich bei dem allzu gewaltigen Andränge

über die zusammenstrebenden Schollen zu erheben. Als Nansen und ich das Schiff verließen, hatten wir mindestens eine 30 bis 40 Fuß dicke Eisschicht unter dem Kiel. Wir starteten mit unserem Schlittenzuge zuerst gegen Ende Februar, als die viermonatliche Polarnacht zu Ende ging. Zweimal versuchten wir die Abreise durchzuführen, erst das drittemal hatten wir Erfolg. Beim ersten Versuch brach in kurzer Entfernung vom Schiff ein Schlitten. Das zweitemal setzten wir unsere Reise 4 Tage fort und kehrten dann zurück, um unseren Mundvorrat zu ergänzen. Der dritte Start war der beste; wir kehrten von ihm nicht wieder an Bord des „Fram“ zurück. Was wir beide, Nansen und ich, auf der Fahrt durch das Treibeis ausgestanden, können Sie sich nach dem ersten Telegramm meines Führers ungefähr vorstellen. Doch der Mensch kann mehr vertragen, wie man glaubt und für möglich halten sollte. So erinnere ich mich eines Tages im Treibeis, an welchem mir das Mißgeschick widerfuhr, bei einer Kälte von 40 Grad Celsius in das offene Wasser einer Eislücke mit dem halben Körper zu fallen. Wir hatten nämlich versucht, mit unseren aneinander gebundenen Schlitten diese Lücke (Naal) zu überschreiten, hierbei glitt ich aus und tauchte in das Wasser. Es glückte mir, mich auf festes Eis zu retten — allerdings nach der entgegengesetzten Seite hin, auf welcher Nansen zurückgeblieben war. Erst nach Verlauf vieler Stunden und auf einem großen Umwege glückte es uns, wieder mit sämtlichen Hunden und drei Schlitten wohlbehalten zusammenzufinden. Die Wohlthat, an jenem Tage abends in den primitiven Schlafsaal kriechen zu können! Und dabei war tagsüber nichts wärmeres über meine Lippen gekommen; meine Kleider waren steif wie Glas und es währte mehrere Tage, bis die letzten Eistüchchen aus den Falten geschmolzen waren. Wie gesagt, — manche harte Stunde habe ich erlebt, aber auch standhaft den Kopf stets oben gehalten. Gott sei gepriesen, daß wir uns wieder im Schutze des heimathlichen Hafens befinden!

— Geistes-, Gewissens- und Pressefreiheit. Unser Fortschritt in der Freiheit des Geistes und in der Pressefreiheit wird sehr drastisch illustriert durch eine Anlage wegen Gotteslästerung, unter die der Redacteur des „Generalanzeigers“ für Halberstadt jetzt gestellt worden ist. Gegenstand der Anlage ist ein Gedicht, „Ein Glaubensbekenntnis“, das den bekannten Astronomen Johann Heinrich v. Mädler zum Verfasser hat, der es am 25. Juni 1830 dichtete. Es wurde zuerst in der literarischen Beilage des „Frankf. Journals“, in der „Didaskalia“ unter vorläufiger Censur veröffentlicht und sodann unter anderem im Jahre 1875 abgedruckt in der Zeitschrift „Die Morgenröthe, ein Blatt zur Erbauung und Belehrung im Geiste echter Religion, herausgegeben von Prediger Chr. Elsner“. Das Gedicht führt aus, der Dichter glaube nicht an den strafenden alttestamentarischen Gott, noch an den von Päpsten und Konzilien definierten Gott, sondern an einen ewigen Gott der Liebe, der in jeder Menschenbrust geoffenbart ist. An der Veröffentlichung haben nach der Anlagechrift namentlich der Landrat, der Sanitätsrat, der Superintendent und der katholische Pfarrer in Döbbersleben Anstoß genommen, die als Zeugen geladen sind, und von denen anscheinend die Denunziation ausgegangen ist. Zur Kennzeichnung des Geistes des Gedichtes, das die Anlage das „Machwerk eines Atheisten“ nennt, diene der Schlußvers. Er lautet:

Der Du die wallenden Planeten lenkst,  
Der Du die Haare meines Haupt's gezählt,  
Der Du des niedrigsten Geschöpf's gedenkst,  
Dich, ew'ger Vater, hab' ich mir erwählt.  
Dank Dir für alles Gute, was Du schenkest!  
Du sorgst, daß nichts an meiner Wohlfahrt fehlt!  
Wie, wann und wo mein Erdenleben ende —  
Ich gebe meinen Geist in Deine Hände.

pp. Ein mysteriöses Verbrechen. Bei einer Lebtin in Paris stattgehabten Verhandlung gegen eine Einbrecherbande, brachte der Staatsanwalt gegen einen der Angeklagten, den „chansonnier de la place Maubert“, Guispart Crumman seine Beteiligung an einem romantischen Mordverbrechen in Erinnerung, der aus Rücksichten, die man nicht kennt, vor der Öffentlichkeit geheim gehalten worden ist, obgleich seinerzeit eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und so weit fortgeführt worden war, daß die Schuld der Beteiligten außer Zweifel stand. Die Sache ist folgende: Crumman, ein arbeitsschüchternes, zu allem fähiges Individuum, der sich in den verrufenen Schänken der Place Maubert und der Rue Galande als „chansonnier“ einer großen Beliebtheit erfreut, war eines Tages von einem schweigenden Gaste in einer dieser Dinn- und Zubehörschänken bei Seite genommen und gefragt worden, ob er für 10 000 Fr. gewillt sei, ein Verbrechen zu begehen und einen ihm — dem Gaste — verhassten Mann zu töten. Crumman nahm ohne Bedenken diesen Antrag an und begab sich zu dem ihm von dem Unbekannten zu näheren Mittheilungen gegebenen Stellbichem. Der Fremde instruirte ihn, daß er einen Gensdarmen umzubringen habe, den er tödlich hasse, und versprach ihm dafür außer den 10 000 Fres. eine lebenslängliche Rente von 1200 Fres. und die Hand einer jungen Witwe mit 40 000 Fres. Wittgift. Bei einem zweiten Stellbichem in einem Restaurant des Boulevard

Sebastopol gab der Fremde Crumman ein halbes Duzend mit Strochim vergifteter Cigarren, zwei Fläschchen Strochim und einen Dolch mit der Beifugung, sich dem von ihm bezeichneten Gensdarm zu nähern und ihn zu vergiften, im äußersten Nothfalle zu erstechen, worauf er ihn nach dem Nyoner Bahnhofe führte. Auf der Fahrt nach dem ihm angezeigten Wohnorte des Gensdarmen stiegen Crumman aber Bedenken auf und kurz entschlossen setzte er das ihm bezeichnete Opfer von den Machenschaften des mysteriösen Unbekannten in Kenntnis. Der Gensdarm erklärte, daß sein anderer, als sein ehemaliger Vorgesetzter, der seine Frau entführt, dieser Mordanstifter sei. Die eingeleitete Untersuchung bestätigte voll und ganz diesen Verdacht; aber man unterdrückte den Skandal mit Zustimmung des zum Opfer ausersehenen Gensdarmen und begnügte sich damit, den Gensdarmemajor & . . . aus den Kadres zu streichen und ihm seine Pension, sowie den Orden der Ehrenlegion zu entziehen.

**Kunst und Litteratur.**

Die Ansprachen und Kundgebungen des Großherzogs Friedrich von Baden an die alten Soldaten, die Mitglieder des Bad. Militärvereinsverbandes sind von Major z. D. Plag in Freiburg, Präsidialmitglied, gesammelt und im Verlag von J. J. Neuff in Karlsruhe im Druck erschienen. Der Preis des Bandes ist 60 Pf. Der Reinertrag ist für die Unterstützungsfasse des Landesverbandes bestimmt. Den alten Soldaten wird dieses Buch zweifellos eine besonders willkommene Jubiläumsgabe sein, aber auch für den „Nichtgehörigen“ ist daselbe von Interesse, haben doch manche der Kundgebungen des Großherzogs sich inhaltlich weit über den Kreis derer hinaus gewendet, in deren Mitte sie gehalten wurden.

**Humoristisches.**

Fin de siècle. „Du, Emmy, was fängt denn Deine Freundin, die leichtsinnige Frau Doktorin nun an? Ihre Salon-Neubel, die längst verpöndet waren, sind jetzt wirklich abgeholt und verkauft!“ — „Was die anfängt? Einen Thee darsant hat sie gegeben, weil sie doch jetzt — wie sie sagt — gar so schön Platz zum Tanzen hat!“

Risikiert. Förster: Aber Herr Notar, schießen Sie doch auf den Hafen! — Notar: Ich ihr's, Herr Förster — aber Sie werden sehen, er läuft uns dann davon!

Hindernis. Fährlich A: „Geht Du heute Abend mit ins Theater? Famoses neues Stück, Lustspiel; soll sehr amüsant sein!“ — Fährlich B: „Ne, geht leider nicht — kann noch nicht mit Monocle lachen.“

**Für den Büchertisch.**

„Haus Jährigen und seine Feen.“ Märchen von A. Steindorf (Freiburg, Universitätsdruckerei von Joppen und Sohn). In blühender, von poetischem Hauche durchwehrt Sprache erzählt die Verfasserin ein allerliebtes Märchen von den gütigen Feen „Charitas“ und „Fidelitas“, welche einst dem Herzog Gottfried in einer Vision erschienen und seitdem im Hause der Jährigen eine Heimstätte fanden. Mit der Schilderung des Wirkens dieser holden Feen geht Hand in Hand eine kurze, packende Geschichte des Jähringer Fähringelschleis, dessen jüngerer Sprosse auf Badens Thron, Großherzog Friedrich, sich ansieht, seinen 70. Geburtstag zu feiern.

„Der Werdegang des engeren und weiteren Vaterlands“ betitelt sich eine poetische Festgabe zum 70. Geburtstag des Großherzogs von Otto Friedrich Rudolf. In 25 Gedichten schuf der Verfasser ein treffliches Lebensbild des allverehrten Fürsten. Die wichtigsten Daten seiner Väterzeit werden in gebundener Form beschrieben, so daß man diese Festchrift eine Biographie des Jubilars in Gedichtform nennen möchte. Sie erscheint im Verlag von Fr. Gutsch in Karlsruhe.

J. Z. Joachim Heinrich Campe, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung von Dr. F. Leyfer. 2 Bde. (Straßburg, F. Bieweg u. Sohn 1896). — Zum 150. Geburtstag Campes (29. Juni d. J.) erscheint das Werk in 2. Auflage. Es zeichnet mit großer Liebe und Begeisterung das Bild des merkwürdigen, vielgewanderten, hochverehrten und vielgeschmähten Mannes, als des edelsten Vertreters des Philanthropinismus, als eines Mannes voll reichen Geistes und starken Charakters. Es fand den Verfasser, wie keinem zuvor, der reiche schriftliche Nachlaß Campes's zu Gebot, insbesondere dessen ausgedehnter Briefwechsel. — Die Reichhaltigkeit des Werks dürfte sich durch einfache Inhaltsangabe erweisen: Bd. I.: 1) Biographie; 2) Zur Religion und Theologie; 3) Der Pädagoge; 4) Der Jugendschriftsteller; 5) Zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache; 6) Der Held der Geistesfreiheit. II. Bd.: 1) Poetische Versuche; 2) Aus Campes Nachlaß (eine höchst interessante Brief-Sammlung). — Wer das Zeitalter der „Aufklärung“ nach Licht- und Schattenseiten gründlich will kennen lernen, wird an Dr. Leyfer's Campe nicht vorübergehen dürfen.

Sahst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,  
Niemand hat du die Schönheit gesehen,  
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,  
Niemand hat du die Freude gesehen.

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuff in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuff in Karlsruhe, Gutschstraße 9.